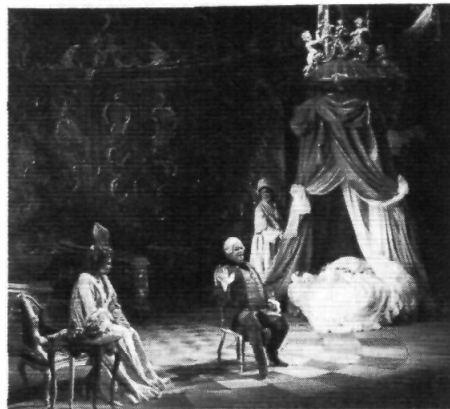


Rund um die Musik

narischen" Musikgenusses dürften diesmal ganz auf ihre Rechnung gekommen sein: Von einem Fest der Stimmen im alten Sinn konnte bei weitem keine Rede sein.

Nur eine einzige Leistung war außergewöhnlich: die der Christa Ludwig als Marschallin. Wiewohl man den Mezzosopran der Stimme (in dieser Partie) als fremd empfinden mochte und wenn die völlig unpathetische, resolute Auffassung der Rolle auch eine Hinwendung zum allzu Profanen (um nicht zu sagen Vulgären) erzwirkte, so handelte es sich doch um die mit Abstand stärkste, reifste und eindringlichste Künstlerleistung des Abends. In allen übrigen Fällen kann man zwar von durchaus interessanten, schwerlich aber von vollkommenen Leistungen sprechen: Walter Berry war ein Ochs, der in erfreulicher Weise alle Falstaff-Annäherungen vermied, der vorzüglich deklamierte und mit viel Überlegung spielte — daß Berry nicht über die von der Partie geforderten Stimm-Dimensionen verfügte, wußte man ja auch vorher. Reri Grist war diesmal als Sophie kaum hörbar, und als schwerstes Handicap der Aufführung erwies sich die Besetzung der Titelrolle mit Gwyneth Jones. Abgesehen davon, daß kaum ein Wort ihres Parts zu verstehen war, störte eine allzu



Erster Akt: Christa Ludwig, Walter Berry und Kavalier Jones

macht. Jedenfalls ließ das Publikum, das sich schon von Anfang an in Jubelbereitschaft befand, die Künstler und vor allem den — durchaus sympathischen — „Mister Music“ Leonard Bernstein kräftig hochleben. Clemens Höslinger



Wiener Rosenüberreichung: Gwyneth Jones (rechts) und Reri Grist

harte, obendrein noch heftig tremolierende Tongebung. Somit lag die Aufführung, was das rein Gesangliche betrifft, erheblich unter dem Niveau der bisherigen Repertoire-Darbietungen — aber diesen bitteren Nebeneffekt hat man ja bei den sogenannten Gala-Abenden für gewöhnlich in Kauf zu nehmen.

Otto Schenk bot eine überraschend dezente, im ganzen durchaus akzeptable Inszenierung, die namentlich bei den Massenszenen originelle Lösungen zeigte. Der Hauptakzent der Aufführung lag im hervorragend studierten Orchester. Die vorhergegangenen, sehr sorgfältigen Proben machten sich sehr positiv bemerkbar. Unter Bernsteins Stabführung gewannen verschiedene Details neue Aspekte, und die Tempowahl war manchmal recht eigenwillig. Die Dominanz des Orchesters war diesmal freilich auch durch das Ausbleiben großer stimmlicher Leistungen gegeben. Trotz allem war es ein durchaus wienerischer Rosenkavalier, der sich nicht wesentlich von den Interpretationen durch Böhm oder Krips unterschied. Wer diesmal tatsächlich den Eindruck davontrug, einen ganz anderen, ganz neuen Richard Strauss gehört zu haben, der war jener seligmachenden Selbsttäuschung unterlegen, die offenbar die Voraussetzung zum vollständigen Genuß solcher Abende aus-

Salzburger Schulwerk-Intermezzo

Ins Weltgespräch (der Musik- und Theaterleute) ist Phänomen Orff (73) wieder durch die Stuttgarter Uraufführung des „Prometheus“ am 24. März 1968 gekommen. „Prometheus“ schloß — nach „Antigonae“ und „Ödipus“ — die Trilogie der antiken Tragödien ab, mit denen Carl Orff dem Musiktheater eine neue Struktur dadurch gab, daß er es, schöpferisch konsequent, wieder aus der uranfänglichen Situation des Theaters mit Musik entwickelte. Wobei für den „Interpreten“, nicht „Vertoner“ des Dramas, wobei für den Musiker Orff Musik strikte nicht die melodisch und sinfonisch aufsaugende Wirkung wie beim „unmöglichen Kunstwerk“, der Oper, haben durfte: Zu Interpretationsfaktoren des Dramas wurden Rhythmus (Ekstase) und separierte Klangmagie (mythische Beschwörung).

Die Orff-Schallplatte neuesten Datums kam, nach „Antigonae“, mit einer DG-Aufzeichnung des Ödipus heraus (es bleibt abzuwarten, ob sie auch noch den „griechischen“ Prometheus wagen wird). Nach zwei Diskus-Editionen der Catulli Carmina (Phonogram und CBS) erschien die bei DG fällige Neuproduktion der Carmina Burana wieder unter dem Dirigenten, der die allererste Diskus-Darstellung des Orff-Weltstart-Opus geleitet hatte: Eugen Jochum (Besprechung S. 338).

Wohl mehr unter „ferner liefen“ wird registriert, daß — zusammen mit Carl Orff — Verleger Rudolf Ruby von harmonia mundi

Gerhard Schmidt mit seinen Tölzer Sängerknaben bei der Aufnahme zur „Musica poetica“. (Die Weingläser im Vordergrund sind nicht Überbleibsel eines festlichen Gelages — es sind wohlbestimmte „Instrumente“ für das Gläserspiel)



Strauss-Gala mit „Mister Music“

In diesen Ostertagen wäre so mancher Opernfan dankbar gewesen, wenn ihm die (längst außer Gebrauch gekommene) Wundergabe der Bilokation zuteil geworden wäre: Zum gleichen Zeitpunkt, da Karajan in Salzburg sein Privat-Festival abwickelte, ereignete sich im Wiener Opernhaus der mit ungeheurem Aplomb angekündigte neuinszenierte Rosenkavalier unter der musikalischen Leitung Leonard Bernsteins. Welcher der beiden Star-Dirigenten heute die größere Suggestion auf die Zuhörer ausübt, läßt sich schwer abschätzen. Jedenfalls gestaltete sich die Aufführung der Strauss-Komödie zu einem Gala-Abend, wie man ihn selbst in Wien schon seit langem nicht mehr erlebt hat. Auch in musikalischer Hinsicht gab es dabei mancherlei Ungewohntes, Neues und Beachtliches zu hören und zu sehen. Nun steht der Rosenkavalier schon seit jeher als ausgesprochener „Schlager“ auf dem Wiener Repertoire. Die bisherigen Aufführungen, zumeist ziemlich unbehelligt von der heute geforderten „geistigen Durchdringung“, stellten freimütig das schwelgerische Element in den Vordergrund, sie boten vor allem reichen gesanglichen und instrumentalen Wohlklang. Die heutigen radikalen Gegner des „kuli-

seit Jahren an einer Zehn-Platten-Reihe arbeiten läßt, die – unter dem etwas irreführenden Titel „Musica poetica“ – das musikerzieherische „Schulwerk“ Orffs zum Gegenstand hat. Davon sind bisher erschienen die Platten (und Informationshefte) Nr. 3, 4, 5, 6, 7 und 10 (siehe fono forum 12/1964; 10/1965; 12/1966; 11/1967). Als vor kurzem in Salzburg die Platte Nr. 1 produziert wurde (die lang erwartete, eigentlich wichtigste, da Voraussetzungen statuierende), wollte ich die Gelegenheit, dabei sein zu können, auch für ein Protokoll der Wiederbegegnung mit Carl Orff nützen. Wen würde es nicht immer wieder enthusiastisch beeindrucken, ihn selber



Carl Orff inmitten von „Tölzer Sängerknaben“, die einen wesentlichen Teil des „Musica poetica“-Programms einsingen

gegenwärtig zu haben, den aristokratisch smarten, vital gemütlichen, sarkastisch vergnügten, virtuos wachen, gepfeffert replizierenden, dialektisch heiter unschlagbaren, bayerisch urbanen, kaum je ohne die geliebte Pfeife möglichen Professor Orff? Der gewiß ein „großer alter Mann“ ist; wer aber liefe nicht Gefahr, sich vor ihm lächerlich zu machen, nannte er ihn einen großen alten Mann ... Orff-Worte, Orff-Gedenken zu notieren – welch eitles Bemühen, wenn anders einer nicht ein mitwandelndes Tonbandgerät sein kann. Nachdrücklich notiert aber steht, was gelegentlich aus dem (laut eigner Aussag) „langmütigen Menschen“ herausbrach: „Es kotzt mich an, daß ich alter Mann über meinen alten Mist reden soll!“ Was da herausbrach, war die Sorge um das Schulwerk: Das so unwiderlegbar das musische Äußerungsbedürfnis des Kindes allround mobilisiert. Das ganz sicher nicht nur „zusätzlich“, sondern „grundlegend“ erzieherisch praktiziert werden müßte (Plato: Musik als Fundament des Staates). Wofür dieser Mann ein unerschöpfliches und unschätzbare Entwicklungs- und Übungsmaterial sammelte und komponierte (aus den fünf Schott-Bänden „Musik für Kinder“, es werden sieben werden, erwuchs weltweit eine Lawine von analogen Publikationen). Wofür gerade die Reihe „Musica poetica“ eine Unzahl von Stücken, den ganzen Entwicklungsverlauf, beispielhaft aus- und vorführt. Wofür ein eigenes Institut ins Leben gerufen wurde (das Salzburger „Orffeuum“). Ja, und? Es will (und soll?) hierzulande keine Lehrkräfte geben, bei weitem nicht genügend, die fähig sind oder befähigt werden können, das Schulwerk sachgerecht zu praktizieren. Soll Orff den Rest seiner Tage als Wanderprediger seines pädagogischen Lebenswerkes verbringen? Soll es das unlösbare Problem werden, vor das sich das Orff-Erbe gestellt sieht? Nein, strenggenommen gehört das alles vielleicht gar nicht hier her. Es war nur am Rand des Salzburger Musica-poetica-Intermezzos sorgenvoller Schwerpunkt.

To Burg

Kurz glossiert:

Kolles Kolleg

Welch denkwürdiges Ereignis: Nachdem Deutschlands Illustrierten sich schon lange mühen, tumben Teutonen die feinere amouröse Lebensart beizubringen, erinnert sich nun auch die Schallplatte ihrer hohen erzieherischen Möglichkeiten und dokumentiert ihre Kompetenz: durch die Langspielplatte „Das Wunder der Liebe“ (SLE 14 900-P). Hier ist endlich die Platte, auf die wir allzu lange haben warten müssen, der intime Ratgeber für schwierige Lebenslagen. Gesetzt den Fall zum Beispiel, Sie leisten gerade Ihrer Frau den wöchentlichen Minnedienst, und plötzlich klingelt nebenan das Telefon. Waren Sie bislang bang im Zweifel, wie Sie sich verhalten sollten, so wissen Sie es jetzt: ruhig klingeln lassen! Denn nicht immer kann man ungestraft dort, wo man unterbracht, wieder ansetzen. Oder Sie sitzen im Café und werden plötzlich, falls Sie „leicht erregbar“ sind, vielleicht nur durch den Anblick einer „gepflegten Frauenhand“, in erotische Wallung gebracht. Was tun Sie da? Nicht jedes Café verfügt über die geeigneten Nebenräume. Das sind Probleme, die zwar schon oft beschrieben wurden, die aber endlich einmal auch offen ausgesprochen werden mußten. Nun ist das offene Wort da. Und die Stimme dazu. Beide gehören dem vierzigjährigen Journalisten und dilettierenden Sexualpsychologen Oswald Kolle, dem seine Frau das Zeugnis ausstellt: „Er ist nicht einfach, aber immer überraschend.“ Die Teldec, der wir diese akustische Überraschung verdanken (daß sie diesmal beinahe anonym hinter die gute Sache zurücktritt, ist allzu bescheiden), hatte sich bereits mit der Verplattung von Mostars erotischen Anstandsregeln „In diesem Sinn Ihr Knigge II“ um die Volksaufklärung verdient gemacht. Diesmal setzten die Produzenten weiter unten an. Sie wenden sich (in Umkehrung eines beliebten altdeutschen Lehrsatzes) unter dem Motto „Wer nicht fühlen kann, muß hören!“ an die erotischen Analphabeten. Diese, sofern sie bildungswillig sind, können hier bedeutsame Erkenntnisse gewinnen, können erfahren, daß der Mensch ein Wesen mit Körper und Seele ist und daß es heute nicht mehr dem guten Ton entspricht, wie in der Steinzeit ein Weib zu Paarungszwecken kurzerhand an den Haaren in eine Höhle zu schleifen. Frauen von heute, belehrt uns Herr Kolle, haben das nicht so gern. Sie erwarten liebevollere Behandlung, sanfte Verführung durch den Mann. Schon der Klang der männlichen Stimme kann da Wunder tun. Es wäre nun allerdings verfehlt, von der Stimme des Herrn Kolle solche Wunder zu erwarten. Wer sich Hand in Hand mit seiner Liebsten auf dem Sofa zum Gemeinschaftsempfang der Platte versammelt, wird enttäuscht feststellen, daß die schleppende, monotone Vortragsmanier des Sexualkundigen auch die „lustbereiteste“ Frau eher einschläfert als zu zweischläfrigem Lagern ermuntert. Nun ja, Herr Kolle ist ein Mann der freien Feder, beim Sprechen ist er, von einem überhörbaren S-Fehler im Entfalten suggestiver Kräfte gehindert, eher unfrei. Er betont denn auch: „Ich will hier kein Kolleg über Schauspielkunst halten“, und geht vermutlich deswegen auf „orale Techniken“ nicht weiter ein. Zunächst re-

feriert er überhaupt mehr Allgemeines – so „Sexualität als Gottesgeschenk“. Fortgeschrittene Hörer, denen die Platte in der Sache wenig Neues bieten kann, die sie aber zur Belebung müder Parties benutzen möchten – durchschlagender Lacherfolg garantiert! –, fangen am besten gleich mit der zweiten Seite an, wo von den erogenen Zonen die Rede ist und den verschiedenen „Spielarten der Vereinigung“. Hier geht Herr Kolle so weit, gelegentliches Abweichen von der „Normalstellung“ zu befürworten. Denn wirklich Unanständiges, so beruhigt er breite Schichten unseres Volkes, gibt es nicht in einer guten Ehe. In einer Ehe wohl-gemerkt. Die Platte verdient im Grunde das Prädikat „staatspolitisch wertvoll“. Sie hat eine ausgesprochen familienfördernde Tendenz, da sie sich – in schöner Befolgung christlich-demokratischer Grundsätze – nur an Ehepaare wendet. Wer auf den Titel vertraut und geglaubt hat, sich ohne standesamtliche Genehmigung ins „Wunderland of love“ schleichen zu können, der ist auf dem falschen Lustdampfer! Wie der Fachhandel versichert, wird die Platte jedoch ohne Vorlage des Trauscheins abgegeben. Allerdings empfiehlt es sich für Lernbegierige der Unterstufe, da etliche Grundbegriffe (wie Orgasmus) gar nicht mehr erläutert werden, ein Lexikon neben den Plattenspieler zu legen – vielleicht das „Lexikon der Erotik“ aus Springers ebenfalls so intensiv im Volksbildung bemühter neuer Frauenzeitschrift „Jasmin“.

Karl Herrmann

PS: Es heißt, daß die Teldec auf Grund des schönen Verkaufserfolgs der Platte und in Fortsetzung ihrer pädagogischen Arbeit innerhalb der Reihe „Wort und Stimme“ nunmehr eine Dramatisierung von van de Veldes Standardwerk „Die vollkommene Ehe“ unter Mitwirkung singender Schauspieler vorbereitet. Solche Gerüchte werden aber von der Presse-Abteilung des Hauses bisher nicht bestätigt.

